

MAGS – Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales in NRW

Kinder und Jugendliche in Nordrhein-Westfalen, 6. Jugendbericht

Düsseldorf 1994, S. 102

Im Jugendbericht des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen wird folgende Ausgangsthese zu den Ursachen politisch motivierter Jugendgewalt vertreten:

5 „Die Erklärungsansätze für politisch motivierte Gewaltbereitschaft sind differenziert. Bezogen auf die Neigung zu fremdenfeindlicher Gewalt werden die Ursachen aber vorrangig in gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, in Orientierungsproblemen sowie in der Auflösung traditioneller Milieus gesehen. Es handelt sich dabei um Ursachen, die offensichtlich in der persönlichen Lebenslage bzw. im unmittelbaren Umfeld des einzelnen Jugendlichen zu suchen sind.“

Wilhelm Heitmeyer u.a.

Gewalt

Ohne dass dies im Jugendbericht ausgewiesen wird, stützt sich das Ministerium in seinen Aussagen vor allem auf die Untersuchungen von Wilhelm Heitmeyer. Heitmeyer hat auf der Basis von repräsentativen quantitativen und biografisch-qualitativen Studien seinen Erklärungsansatz formuliert. Er geht davon aus, dass unsere Gesellschaft einem rapiden strukturellen und soziokulturellen Wandel unterliegt, der vor allem durch Individualisierung, die Auflösung traditioneller Milieus und eine Verschärfung alter und neuer sozialer Ungleichheiten gekennzeichnet ist. Seine Analyse fasst er folgendermaßen zusammen:

Fazit: Ambivalente Lebenssituationen von Jugendlichen

25 Generell ergibt sich die Ambivalenz aus dem Zuwachs vermehrter Handlungsmöglichkeiten auf der einen Seite und gleichzeitig einsetzenden Gefährdungslagen und Risiken durch den Zwang zu einer Bewältigung von immer komplexeren Lebensaufgaben ohne den Rückhalt stabiler Vergemeinschaftungsformen. In vielen Facetten zeigt sich diese Ambivalenz: - Die Chancen der Lebensplanung und die Vielfalt der Optionen nehmen zu, aber die Berechenbarkeit der Lebenswege nimmt ab.

- Die Entscheidungschancen werden größer, aber es steigt auch der Entscheidungszwang.
- 35 • Die Gleichheit in manchen Bereichen wird größer, dadurch steigt aber auch der individuelle Konkurrenzdruck zur sozialen Platzierung und Statussicherung.
- Die Individualisierung nimmt zu, aber als Masse verschwindet sie in Standardisierung.
- 40 • Selbst wo Autonomie auftaucht, ist auch Anomie nicht weit.
- In dem Maße, in dem alte Strukturen und Umgangsformen reißen und neue Optionen sich vervielfachen bis zur Kontinenz, wächst das Bedürfnis nach Unterscheidung.
- Die Befreiung aus einem Lebenslaufkorsett erhöht die Verlustmöglichkeiten sozialer Verortung.
- 45 • Die Möglichkeiten größerer individualistischer Selbstdeutung gehen mit einer Destabilisierung sozialer Lebenszusammenhänge einher.
- Durch Entwicklung zur organisierten Gesellschaft ist der Einzelne immer weniger auf andere angewiesen. Dadurch erhöhen sich die Möglichkeiten für eine individualisierte Lebensweise, aber auch das Einmünden in isolierte und anonymisierte Lebensformen ergibt sich, ohne dass ein Zurück in gemeinschaftlich unterfütterte Sozialformation möglich ist.
- 50 • Der Verlust von Gewissheiten entsteht, aber das Bedürfnis nach ihnen bleibt (Keupp 1992, 171). Dies ist dann besonders bedrückend, wenn sich das Wissen darum durchsetzt, dass das Besondere dieser Epoche darin besteht, dass mit neuen Gewissheiten politischer oder sonstiger Art nicht mehr gerechnet werden kann (Dubiel 1994, 12).
- 60

- Die Auflösung von Traditionen eröffnet neue Verhaltenschancen, aber die selbstverständlichen Regelungswege zur Verminderung von Konflikten sind verloren.
- Die Lockerung von Normen und die Optionsvielfalt erhöhen die Freiräume, führen aber auch zu einer Subjektivierung von Werten und Normen. Kommt es zu Verständigungsverlusten über gemeinsam geteilte Werte und Normen, die zur sozialverträglichen Lösung von Konflikten vorauszusetzen sind, dann kann der Freiheitsgewinn in das Recht des Stärkeren umschlagen.

Die Ambivalenzen stellen also erhöhte Anforderungen an Jugendliche und insbesondere ihre Fähigkeiten zur Identitätsbildung, also zu wissen, wer man ist mit seinen Emotionen und seiner Handlungskompetenz, wozu man gehört, und zu wissen, warum das, was man tut, auch sinnvoll ist. Die Fähigkeiten zur Bearbeitung von Ambivalenzen gehen dabei einher mit jenen zur Ausbalancierung von Ambiguitäten und des Umgangs mit Kontingenzen.

Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass der Sozialisationsprozess von komplizierten Suchbewegungen gekennzeichnet ist, um

- Mitgliedschaften und soziale Beziehungen zu entwickeln und zu sichern,
 - Statuspositionen zu erwerben,
 - 85 • identitätsrelevante Handlungskompetenzen und
 - emotionale Sicherheit zu gewinnen,
 - Lebensplanungskonzepte aufzubauen,
- um in Bezug auf Familie, Schule, Gleichaltrigengruppe, Politik und Beruf handlungsfähig zu sein.
- 90 Gerade angesichts der Spannweite der skizzierten Ambivalenzen ist mit ganz unterschiedlichen Bearbeitungsweisen zu rechnen, die bei Problemlagen von abwartenden und hilfeschreitenden bis zu autoaggressiven und gewalthaltigen Verhaltensweisen reichen.

95 Der subjektive Sinn von Gewalt

In diesem ambivalenten Sozialisationskontext kann Gewalt, auch wenn sie objektiv unmenschlich und „unsinnig“ ist, für die Jugendlichen einen Sinn machen - durchaus im Sinne von „produktiver“ Realitätsverarbeitung.

100 Auch wenn Gewalthandeln für Außenstehende zumeist sinnlos erscheint, verbinden diejenigen, die so handeln, damit einen subjektiven Sinn. Dies liegt darin begründet, dass jedes Individuum nach Legitimationen für sein Handeln sucht, denn es müssen Gewalt-hemmungen überwunden werden. Dieser subjektive Sinn wird nun von mehreren Seiten geliefert oder selbst konstruiert; sei es die leidvolle Erfahrung in der Opfer-Rolle als Kind, aus der heraus Gewalt als erfolgreiches HandlungsmodeLL interpretiert wird; sei es durch die massenmediale Botschaft, dass sich Gewalt „lohnt“; sei es durch politische Legitimationen der „gerechtfertigten“ Überlegenheit; sei es die Vermeidung von Desintegration in der Gruppe durch Überkonformität gegenüber herrschenden Gruppennormen. Im Rahmen solcher Interaktionsprozesse kann Gewalt unterschiedlichen Motiven entstammen (vgl. Heitmeyer 1994a).

Eine erste Variante ist die *expressive Gewalt*. Sie gewinnt an Bedeutung im Zuge der Präsentation von Einzigartigkeit, über die das Individuum wahrgenommen werden will. Dazu ist das Medium Gewalt besonders geeignet, weil es zur Tabuverletzung dienen kann, die erhöhte Aufmerksamkeit sichert, damit die angebliche Einzigartigkeit unterstreicht und die Suche nach immer neuen Spannungszuständen befriedigt. Diese Variante ist auf die Person selbst zugeschnitten, die Opfer sind zweitrangig und beliebig. Deshalb wird diese Form zunehmend gefährlich, weil sie unkalkulierbar wird, nur dem Situationsgefühl ausgeliefert.

Kalkulierbarer ist die *instrumentelle Gewalt*, weil sie nach antizipierbaren Kalkülen ausgerichtet ist und vor allem auf die individuell definierten tatsächlichen oder angeblichen „Problemlösungen“ zielt. Sie ist gewissermaßen die soziale Variante, weil es um Anschluss, Sicherung von Positionen und Aufstieg geht, die diese Gewalt stützen sollen. Diese Gewaltform ist eine Radikalisierung und Ausnutzung von Freiheitsräumen.

Eine kollektive Variante ist die *regressive Gewalt*, die so genannt wird, weil sie hinter den erreichten Stand der demokratischen Entwicklung zurückfällt. Ihr liegen politische Motive zugrunde, um unsicherheitsfördernde soziale, berufliche oder politische Desintegrationsprozesse durch eine kollektiv einbindende Gewalt aufzuheben, die an nationalen und ethnischen Kategorien ausgerichtet ist. Es ist gewissermaßen die kollektive „Furcht vor der Freiheit“ (Fromm 1987).

Die negative Individualisierung im Ungleichheitskorsett erzeugt Anfälligkeiten

- für expressive Gewalt, wenn die Standardisierung, also Nicht-Unterscheidbarkeit und Langeweile, als bedrängend wahrgenommen wird,
- für instrumentelle Gewalt, wenn die Durchsetzungschancen sinken,
- für regressive Gewalt, wenn „stabilisierende“ Feindbilder lanciert werden,
- für autoaggressive Gewalt, wenn sich Auswege verknappen.

Je größer die Unübersichtlichkeit, um so wahrscheinlicher wird Gewalt, wenn sich der Zusammenhang von Zugehörigkeit und sozialer Kontrolle in sozialen Milieus auflöst, Inkonsistenzen auftreten und Identitätsmuster hervorgebracht werden, die zum Teil mit hohem Anomiegehalt verbunden sind und zur Klärung drängen. Gewalt wird dann attraktiv

- zur Selbstbespiegelung des Ichs, zu der die beschriebene expressive Gewalt nötig ist,
- zur Realisierung der geforderten Selbstdurchsetzung, die instrumentelle Gewalt sinnhaft macht,
- zur ethnischen Überlegenheit, sodass man auf aggressive Gewalt zurückgreifen muss,
- zur Wahrnehmung durch andere, sodass autoaggressive Gewalt „letztes Mittel“ ist.

Dass solche Handlungsformen in Situationen und Interaktionssequenzen präferiert werden, hängt auch von der Funktion und der zugeschriebenen subjektiven Sinnhaftigkeit ab: Die Attraktivität dieser Handlungsweise kann daher steigen, denn

- sie schafft Eindeutigkeit in unklaren und unübersichtlichen Situationen; es ist eine Bearbeitung von Ambivalenz;
- sie ist eine zumindest augenblicklich wirkende (Selbst-) Demonstration der Überwindung von Ohnmacht: es geht um die Wiedergewinnung von Kontrolle;
- sie garantiert Fremdwahrnehmung, die mit anderen Mitteln nicht mehr herstellbar war: die Selbstwirksamkeit wird gesteigert;
- sie schafft zumindest kurzfristig partielle Solidarität bzw. erweist sich als klar erkennbarer Prüfstand für Solidarität in Gruppenzusammenhängen: es entsteht Machtzugewinn;
- sie verspricht Rückgewinnung von körperlicher Sinnlichkeit für Jugendliche aus spezifischen Milieus als Gegenerfahrung zur Unterlegenheit in einer Umgebung, in der nur rationaler, sprachlich vermittelter Kompetenzbeweis zählt.

Diese Attraktivität nimmt auch zu, wenn Gewalt im eigenen Sozialisationsverlauf bereits erlitten, aber trotzdem als ein effektives Handlungsmodell erkannt wurde, und wenn gleichzeitig aktuell das Gefühl auftritt, die Realitätskontrolle zu verlieren, die über die Erfahrung „Der Stärkere setzt sich durch“ vermittelt wird. Die genannten Orientierungen bekommen dann eine besondere Bedeutung, wenn sich die Erfahrungen verallgemeinern lassen, also Gewalt als „Normalität“ wahrgenommen wird. Daraus entsteht ein wichtiger Zusammenhang: Je höher der Normalitätsstandard, desto niedriger die Gewaltschwelle.

(Wilhelm Heitmeyer u. a., Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, Juventa, Weinheim/München 1995, S. 50f und S. 72ff.)

Heiko Ernst interviewt Zygmunt Bauman

Identität bedeutet immer: noch mehr

Psychologie Heute: Man hat den Eindruck, dass für viele Menschen heute nichts dringlicher ist als die Beantwortung der Frage: Wer bin ich? Sie empfinden eine innere Leere, ein vages Unwohlsein darüber, keinen Ort für sich in der Gesellschaft gefunden zu haben. Identitätssuche ist ein Dauerthema in Literatur und Psychotherapie. Warum ist diese Suche heute so wichtig geworden?

Zygmunt Bauman: Ihre Identität bleibt den meisten Menschen unbewusst, sie werden gar nicht gewahr, dass sie so etwas wie eine Identität besitzen - bis sie zum Problem wird. Ja, man könnte geradezu sagen, sie taucht im Bewusstsein eigentlich nur als Problem auf. Die Idee einer „Identität“ wurde gleichsam als eine zu lösende Aufgabe geboren. In prä-modernen Zeiten dagegen war Identität schon deshalb kein Thema, weil das Schicksal der meisten Menschen von Geburt an für den Rest des Lebens vorgezeichnet war - durch Stand, Klasse, Kaste oder Geografie, in die sie hineingeboren wurden. Nur sehr wenige waren mobil in dem Sinne, dass sie ihre vorgezeichnete Lebensbahn oder Rolle verlassen konnten, eigentlich ermöglichte nur der Klerus oder die Armee eine gewisse soziale Mobilität.

Das Problem der Identität - Wer bin ich? Wo gehöre ich hin? - stellte sich für die meisten einfach nicht.

PH: Diese historische Phase dauerte jahrhundertlang, jahrtausendlang. Aber irgendwann ging diese fest gefügte Form des „problemlos“ vorgegebenen Lebensentwurfes zu Ende ...

Bauman: Mit der Heraufkunft der Moderne änderte sich die Situation grundlegend - sie zerschneidet die Bande, mit denen die Individuen an ihren Stand, ihre Klasse oder auch ihren Ort gefesselt waren. Ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Rolle, ihr Charakter wurde nun „verhandelbar“, eine veränderliche Größe. Weil nichts mehr auf Lebenszeit festgeschrieben war, wurde der Lebensentwurf aber auch unsicher, unbestimmt - und das Problem der Identität tauchte auf.

PH: Die soziale Mobilität, die mit der Moderne kam, ist also der Auslöser für das Identitäts-Problem?

Bauman: Auch die geografische Mobilität spielte sicher eine Rolle - man konnte sein Glück nun leichter woanders suchen -, aber vor allem die soziale und psychologische Mobilität waren ausschlaggebend für das Auftauchen des Identitätsproblems. Die Menschen waren nicht mehr an ein verbindliches System bestimmter religiös oder politisch verbindlicher Werte gebunden, sie wurden nun mit einer Vielzahl von solchen Wert-Systemen konfrontiert. Auch Familienbande und Loyalitätsbande lockerten sich. Und mit der Mobilität kam der Zwang zu vergleichen, zu wählen und sich zu fragen: Wer bin ich? Was will ich, was kann ich sein? Wo ist mein Platz in dieser Gesellschaft? Von Anfang an musste der Einzelne selbst eine Antwort auf diese Fragen finden - er musste seinen Platz, seine Rolle in der Gesellschaft selbst definieren, selbst erkämpfen. Identität ist das Problem von Menschen, die noch nicht sicher sind, wohin sie gehören und ob sie mit ihrer selbst definierten Einordnung auch von den anderen akzeptiert werden. Ja, man könnte geradezu definieren: Das Streben nach Identität ist unser Bemühen, dieser Unsicherheit zu entkommen.

PH: Dieses Streben hat zu unterschiedlichen Zeiten der Moderne unterschiedliche Formen und Sozialcharaktere hervorgebracht, denken wir nur an den Tellerwäscher-Mythos, den selfmade-man, den Parvenu und Neureichen. Aber die so genannte Postmoderne hat das Problem offenbar noch verschärft. Ein einmal eingeschlagener Lebensweg garantiert noch lange nicht „Identität“.

Bauman: Wenn wir heute so viel über Identität diskutieren, dann nicht deshalb, weil der Inhalt, die Bedeutung dessen, was wir unter „Identität“ verstehen, sich geändert hat. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts war Identität vor allem das Problem, sich als konsistenter, kohärenter, stabiler Charakter zu etablieren, der entschlossen ein einmal definiertes Lebensprogramm verwirklicht. Zwar gab es in der Moderne eine Vielzahl von möglichen Rollen, aber diese selbst waren sehr genau definiert. Jeder wusste genau, ob er einem bestimmten Verhaltensmuster entsprach oder nicht. Das größte Problem war deshalb das der Konformität - entspreche ich der Rolle, die ich anstrebe? Kann ich sie ausfüllen? Und die größte Furcht war, nicht-konform zu sein und von der verbindlichen Norm abzuweichen. Heute dagegen ist die Situation anders - und

noch komplizierter: Zwar wollen die Menschen noch immer eine klare, verlässliche, solide Identität - aber zugleich fürchten sie nichts so sehr wie eine Festlegung für den Rest ihres Lebens. Es ist die Angst, mit 20 bereits das „Ende der Fahnenstange“ erreicht zu haben, abgeschnitten zu sein von allen Veränderungsmöglichkeiten und Chancen. Es ist beispielsweise die Angst, dass man ewig im selben, langweiligen Job bleiben muss, dass nichts mehr passieren wird und alles vorhersagbar verläuft. Das neue Problem lautet also: Wie kann ich diese beiden widersprüchlichen Streben miteinander versöhnen - die Sehnsucht nach Sicherheit und sozialer Anerkennung meiner Identität einerseits und den Wunsch nach Mobilität, nach Weiterentwicklung andererseits? Anders ausgedrückt: Wie kann ich „identisch“ sein und gleichzeitig offen bleiben für neue Herausforderungen, Abenteuer - und neue Identitäten? Die „Furcht vor Fixierung“, Fixeophobie, liegt im Streit mit der „Furcht vor Formlosigkeit“, Proteophobie. [...]

PH: Aber das Verlangen nach Identität, das die in der Jetzt-Zeit lebenden Zeitgenossen spüren, bedeutet doch auch, Ziele in der Zukunft anzustreben. Auch in der Postmoderne geht es nicht ohne zumindest befristete Verpflichtungen und Festlegungen.

Bauman: Sicher. Aber Identität bedeutet immer: Noch nicht. Es gibt eine Diskrepanz zwischen dem gegenwärtigen und dem angestrebten Zustand. Wer eine Identität schon hat, braucht nicht darüber nachzudenken. Die Frage ist aber heute: Wie weit reichen diese Ziele in die Zukunft hinein? Geht es um eine Identität, die die ganze Lebensspanne umfasst, oder um mittelfristige Projekte - „bis auf Widerruf“? Selbst wenn eine Form der Identität dann doch länger beibehalten wird, leben die Menschen so, als ob sie täglich zur Disposition stünde. Niemand geht davon aus, dass er im Jahre 2010 noch dieselbe Person ist wie heute. Identitätsziele werden also in der sehr nahen Zukunft gesetzt. Um noch einmal das Bild des Pilgers aufzugreifen: Die relativ fest gefügte Welt der Moderne brachte bei den meisten Angehörigen der Mittelschichten Lebensstrategien hervor, die einer Pilgerfahrt gleichen - da gibt es ein Heiligtum, ein großes Ziel, das angestrebt wird. Und jeder Schritt, jede Etappe auf dem Weg dorthin wurde danach gemessen, ob er den Menschen diesem Ziel näher brachte.

PH: Und heute haben wir die postmodernen „Kurzurlauber“?

Bauman: In diesen komplexen und konfuse Zeiten gibt es nicht die eine Metapher, die die Lebensstrategien der Mehrheit beschreibt - weil es auch die eine, richtige Logik des Planens nicht mehr gibt. Deshalb sind wir manchmal Vagabunden, werden herumgestoßen und sind an vielen Orten unerwünscht, so wie früher die Zigeuner. Manchmal sind wir aber auch reiche Touristen, die nach eigenem Gusto herumreisen und so viel wie möglich „mitnehmen“. Dann sind wir auch Flaneure, die betrachtend an verschiedenen Orten herumspazieren, ohne aber zu diesen Orten zu gehören. Schließlich sind wir manchmal Spieler die an diversen Spielen teilnehmen - wobei wir weder an objektive Gesetze noch an völligen Zufall glauben - es kommt nur darauf an, sein „Blatt“ richtig auszuspielen. Die „Spiele“ sind also eine Mischung aus Glück und eigener Anstrengung. - Aus Anteilen dieser vier Typen setzt sich die Persönlichkeit des heutigen Durchschnittsmenschen zusammen. [...]

(Identität bedeutet immer: noch mehr; Heiko Ernst interviewt Zygmunt Bauman, in: Psychologie heute, Aug. 1995, S. 54-58)